

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOGIE

begründet von  
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von  
JAN GOOSSENS

Schriftleitung  
GUNTER MÜLLER

Band 34  
1994



ASCENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS

Schriftleitung: Dr. GUNTER MÜLLER

Magdalenenstraße 5, 48143 Münster

Verlag: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster.

© 1995 by Kommission für Mundart- und Namenforschung  
Westfalen, Magdalenenstraße 5, 48143 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Buchbinderei: Druckhaus Aschendorff, Münster, 1995

ISSN 0078-0545

## Inhalt des 34. Bandes (1994)

|   |     |
|---|-----|
| Timothy Sodmann<br>Kolloquium „Mittelniederdeutsche literarische Handschriften<br>in westfälischen Bibliotheken und Archiven“ . . . . .   | 1   |
| Ernst Bremer<br>Mittelniederdeutsche literarische Handschriften in Paderborn . . . . .  | 3   |
| Kurt Otto Seidel<br>Mittelniederdeutsche literarische Handschriften in Bielefelder<br>Bibliotheken . . . . .  | 13  |
| Brigitte Derendorf<br>Mittelniederdeutsche literarische Handschriften in Münster . . . . .  | 21  |
| Hartmut Beckers<br>Mittelniederdeutsche literarische Handschriften in westfälischen<br>Adelsarchiven und -bibliotheken . . . . .  | 35  |
| Burkhard Taeger<br><i>stet!</i> – Zum Text von ‘Heliand’ und ‘Genesis’ . . . . .  | 45  |
| Thom Mertens<br>Texte der modernen Devoten als Mittler zwischen kirchlicher<br>und persönlicher Reform . . . . .  | 63  |
| Volker Krobisch<br>Zur Datierung der Stockholmer Sammlung . . . . .   | 75  |
| Jan Goossens<br>Normierung in spätmittelalterlichen Schreibsprachen . . . . .   | 77  |
| Volkert F. Faltings<br>Germanisch * <i>rūnan</i> - ‘verschnittener Hengst’ und sein Verhältnis zu<br><i>Rune</i> ‘Schriftzeichen’ und <i>Hahnrei</i> ‘Kapaun; betrogener Ehemann’ . . . . . | 101 |

## Normierung in spätmittelalterlichen Schreibsprachen

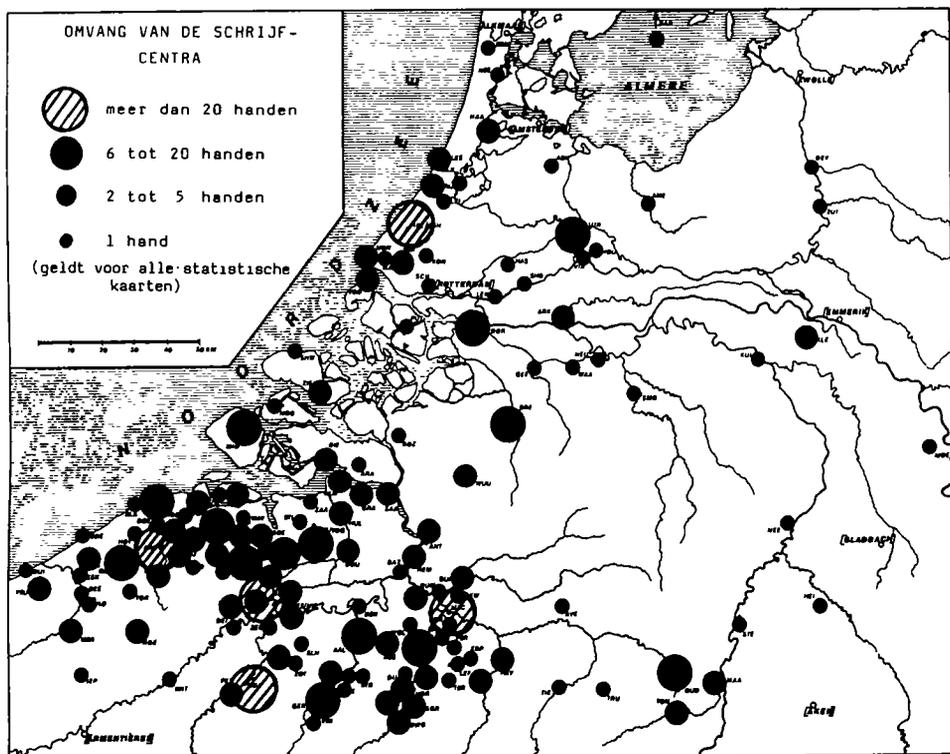
In diesem Aufsatz, der auf einen Vortrag im Graduiertenkolleg „Schriftkultur und Gesellschaft im Mittelalter“ an der Universität Münster im Wintersemester 1993-44 zurückgeht, wird versucht, eine systematische Übersicht über den Kenntnisstand in dem Wissensbereich zu bieten, der im Titel genannt wird. Es werden also keine neuen Forschungsergebnisse präsentiert. Das schließt allerdings persönliche Akzente nicht aus.

Vor dem 13. Jahrhundert wurde in unseren Gegenden in amtlichen Dokumenten ausschließlich Latein geschrieben. Es sind zwar aus jener Zeit einige volkssprachige Texte bekannt, die heute als literarisch eingestuft werden. Kurz vor dem Einsetzen der amtlichen volkssprachigen Überlieferung werden sie zahlreicher, und ihre Verbreitung verdichtet sich. Es soll aber in diesem Beitrag von der Sprache mittelalterlicher literarischer Texte, die eine sehr spezifische, eigene Problematik aufweist, nur am Rande die Rede sein.

Die Verwendung der geschriebenen Volkssprache als Urkunden-, Rechts- und Geschäftssprache wird in den einzelnen Sprachgebieten wohl im großen und ganzen dieselben Ursachen gehabt haben. Für den hochdeutschen Raum werden diese von N.R. Wolf in folgendem Text, der seinerseits Zitate aus Darstellungen anderer Autoren enthält, folgendermaßen zusammengefaßt: „Man wird ‘die Gründe für den Gebrauch der deutschen Sprache in einem komplexen Zusammenhang von sozialen Veränderungen während des 13. Jh.s suchen, die ein verstärktes und von einem größeren Personenkreis ausgehendes Sicherheitsbedürfnis im Rechtsverkehr und damit zusammenhängend auch andere Formen des Rechtswesens (eine verstärkte Schriftlichkeit) nach sich tragen’ (...). Also: Sowohl soziale Wandlungen wie die immer stärker werdende Beteiligung von Gruppen, die nicht Latein beherrschen, als auch kulturell-juristische Vorgänge wie die schnell zunehmende Verschriftlichung zahlreicher Lebensbereiche und schließlich die selbstbewußtere Haltung gegenüber der eigenen Sprache haben ihren Teil beigetragen. ‘Auch die führende Rolle der Städte und des ökonomisch und kulturell weit fortgeschrittenen Südwestens stimmen zu diesem Bild.’ (...)“<sup>1</sup>. Doch sind auffällige Unterschiede in der Verbreitungsdynamik festzustellen. Zwischen dem hd. und dem nl. Sprachraum gibt es einen deutlich erkennbaren Parallelismus, wie die Urkundencorpora von Wilhelm und Gysseling zeigen: Jeweils von einem Gebiet mit einer Konzentration von Städten

---

1 N.R. WOLF, *Das Deutsch des Spätmittelalters (1250-1450)*, in: W. SCHMIDT, *Geschichte der deutschen Sprache*, 6. Auflage, erarbeitet unter der Leitung von H. LANGNER, Stuttgart Leipzig 1993, 95-102, S. 100.



Karte 1: Nl. Schreibzentren im 13. Jh.<sup>2</sup>

(dem Oberrhein, der Grafschaft Flandern) breitet sich die Verwendung der Volkssprache aus und verdrängt in immer größeren Teilen des Sprachraums das Latein. Für das Nl. wird diese Verbreitung im 13. Jh. durch eine Karte von A. Berteloot veranschaulicht (Karte 1). Allerdings ist sie im hd. Raum, der ja wesentlich größer als der nl. ist, ein komplexerer Vorgang, der auch bei weitem nicht immer gradlinig verläuft, wie u.a. der Fall Köln zeigt, einer Stadt, in der bereits um die Mitte des 13. Jh.s die ersten deutschen Urkunden geschrieben werden. Nach einem „ersten Anschwellen um das Jahr 1260“ verschwindet das Dt. hier „wieder aus den Urkunden und überläßt dem Lateinischen um die Jahrhundert-

2 Die Kartennachweise befinden sich am Ende des Beitrages.

wende die alleinige Herrschaft“<sup>3</sup>. Erst im Laufe des 14. Jh.s setzt dann in den einzelnen Textsorten die Überlieferung wieder ein. Im Frz., wo die ältesten volkssprachigen Dokumente drei bis vier Jahrzehnte früher geschrieben wurden als im Hd. und Nl., hat die Verbreitung nicht die Gestalt einer Ausdehnung von einem Zentrum aus, sondern umgekehrt die eines Vordringens von einer kreisförmigen Peripherie in die Mitte. Die älteste frz. Urkunde, aus Tournai 1197, geht der ältesten aus Paris (1274) um mehr als ein dreiviertel Jahrhundert voran<sup>4</sup>. Wieder anders gestaltet sich der Ablösungsprozeß im Nd. Die noch recht sporadischen Texte aus dem 13. Jh., die von Korlén untersucht worden sind<sup>5</sup>, lassen hier kein klares Verbreitungsmuster erkennen. Ostfalen ist stärker vertreten als Westfalen und dieses stärker als das nordniedersächsische Altland. Das ostelbische nd. Neuland ist relativ gut vertreten, vor allem Lübeck, aber auch Mecklenburg-Pommern und Brandenburg gehen nicht leer aus. Auch gibt es im 13. Jh. schon einige nd. Dokumente aus dem Baltikum. Eine systematische Einbeziehung des 14. Jh.s müßte für das Nd. mehr Klarheit bringen. Obwohl in den einzelnen Sprachgebieten noch viel detailliertere Forschung notwendig ist, kann angenommen werden, daß um 1400, also anderthalb bis zwei Jahrhunderte nach dem Anfang der Volkssprache als Amtssprache, diese in Westeuropa mehr oder weniger flächendeckend zur Anwendung gekommen ist, allerdings ohne das Latein bereits verdrängt zu haben.

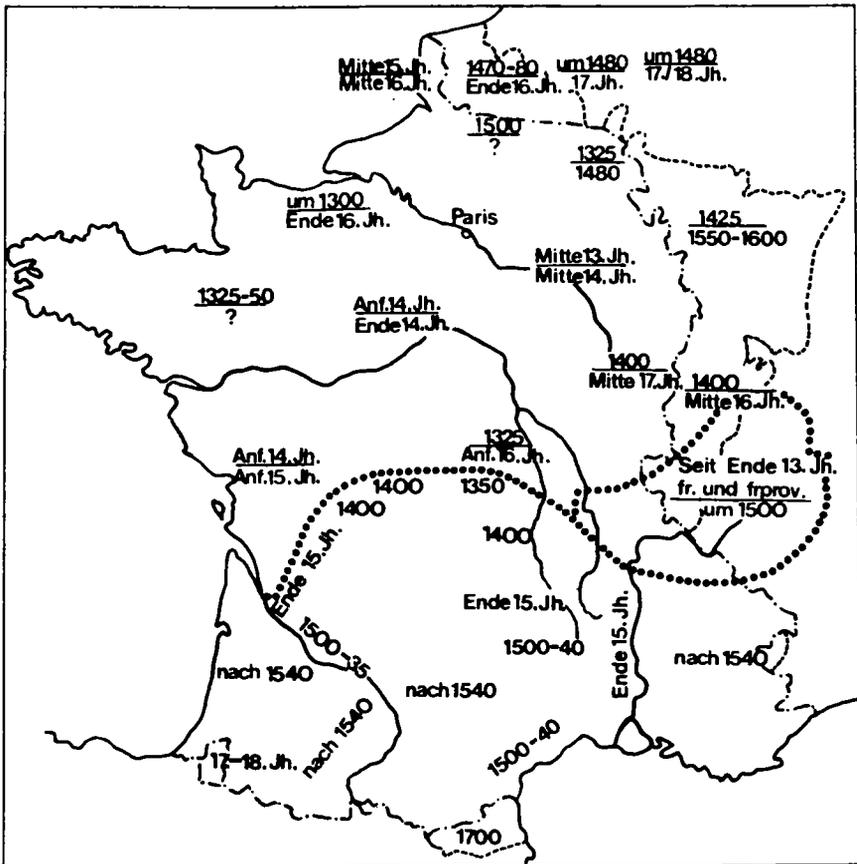
Die Verschriftlichung der Volkssprache vollzog sich mit den orthographischen Mitteln, die das lateinische Alphabet, angereichert mit Diakritika, zur Verfügung stellte. Am Anfang muß sie sich in Lautung, Grammatik und Wortschatz ziemlich eng an die jeweilige Mundart angelehnt haben, doch ist auch von Anfang an mit dem Vorbild von Schreibsprachen aus Gegenden zu rechnen, aus denen man die Gewohnheit, in der Volkssprache zu urkunden, übernahm. Bald hat man es mit einem Komplex von Faktoren zu tun, dessen Problematik für die Urkunden von K. Grubmüller folgendermaßen zusammengefaßt wird: „Die Frage, welcher Faktor die Sprache der Urkunde nach ihrer sozialen Ebene und ihrer regionalen Reichweite bestimmt – Schreiber (Herkunfts-, Ausbildungsort), Schreibort, Ausstellungsort, Aussteller, Empfänger –, ist nicht in der prinzipiellen Form zu beantworten, wie die Forschungsdiskussion dies lange Zeit angestrebt hat (...); die Konkurrenz scheint

---

3 R. SCHÜTZEICHEL, *Die Kölner Schreibsprache*, Rheinische Vierteljahrsblätter 27 (1962) 69-96, S. 79. Vgl. auch die Aufstellung bei Barbara SCHELLENBERGER, *Studien zur Kölner Schreibsprache des 13. Jahrhunderts*, Bonn 1974, S. 23ff.

4 Aus den Angaben zu den noch älteren okzitanischen Anfängen (die Überlieferung setzt hier schon vor 1100 ein; aus dem 11. und 12. Jh. sind 141 Urkunden bekannt) habe ich kein geographisches Verbreitungsmuster ablesen können. Vgl. A. GRAFSTRÖM, *Étude sur la graphie des plus anciennes chartes languedociennes avec un essai d'interprétation phonétique*, Uppsala 1958, S. 141. Die Angaben gehen zurück auf M. BRUNEL, *Les plus anciennes chartes en langue provençale*, Paris 1926, Supplément, Paris 1952.

5 G. KORLÉN, *Die mittelniederdeutschen Texte des 13. Jahrhunderts*, Lund Kopenhagen 1945.



Karte 2: Die Ausbreitung des Französischen als offizielle Sprache

jedoch in erster Linie über die Explizitheit und den bereits erreichten Verbindlichkeitsgrad von Ausbildungsort und Kanzleinorm zu verlaufen; letztere pflegt sich vor allem in großen und wohlorganisierten Kanzleien durchzusetzen“<sup>6</sup>. Der auffälligste sprachliche Unterschied zwischen den Texten eines Sprachgebiets bleibt aber zunächst der regionale. In Frankreich führte der Zentralismus dazu, daß schon bald

6 K. GRUBMÜLLER, *Gegebenheiten deutschsprachiger Textüberlieferung bis zum Ausgang des Mittelalters*, in: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hrg. v. W. BESCH - O. REICHMANN - S. SONDEREGGER, Erster Halbband, Berlin New York 1984, 214-223, S. 220.

die Schreibsprache von Paris als Vorbild fungierte und einen normierenden Einfluß auf die umringenden Schreibsprachen ausübte, der immer weitere Kreise zog (Karte 2). Der Teil der Karte nördlich der Grenzen des Okzitanischen enthält einen Versuch von Romanisten, „den approximativen Beginn bzw. Abschluß der Franzisierung der regionalen Schriftsprache“ festzulegen<sup>7</sup>. Doch kann es sich nur um sehr approximative Werte handeln. So soll nach der Karte die Anpassung in Vendôme sich bereits im Laufe des 14. Jh.s vollzogen haben, aber noch 1550 brüstet sich Pierre de Ronsard mit dem regional gefärbten Frz. aus dieser Gegend, das er schreibt: „Si j'avoï parlé le naïf dialecte de Vandomois, je ne m'estimeroi bani pour cela d'eloquence des Muses, imitateur de tous les poëtes Grecs qui ont ordinerement écrit en leurs livres le propre langage de leurs nations“<sup>8</sup>. Die vollständige Tilgung von Regionalismen aus dem schriftlichen Sprachgebrauch erfordert offenbar einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten. Im hd. Sprachgebiet finden im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit ebenfalls deutliche Vereinheitlichungen statt, doch verlaufen sie durch das Fehlen eines alles beherrschenden Zentrums bekanntlich viel weniger klar und einfach als im frz. Im sog. „gemeinen Deutsch“ Süddeutschlands, das bald auch den Buchdruck erfaßte, sind unter dem Einfluß der kaiserlichen Kanzleisprache ausgesprochen süddt. Züge zugunsten von mitteldt. zurückgedrängt. Der sprachliche Ausgleich im bald mächtigeren „meißnischen Deutsch“ hat sich zum Teil auf einer nichtdialektalen Grundlage vollzogen. Als in der frühen Neuzeit Süd- und Westdeutschland sich immer mehr nach diesem Vorbild richteten, war der Boden für diese Entwicklung durch eigene Ausgleichsvorgänge, deren Ergebnisse nicht in scharfem Kontrast zu der expansiven neuen Schriftsprache standen, schon vorbereitet. Im nl. Sprachraum gehen die ersten Vereinheitlichungen von denselben Territorien aus, in denen sich das Nl. als Amtssprache zuerst durchgesetzt hat: Flandern und in geringerem Maße Holland. Doch haben ausgeprägte westliche Regionalismen im ausgehenden Mittelalter weiter östlich, wo Brabant dann die Führung übernimmt, keinen Erfolg mehr. Bis dahin hat aber die Schreibsprache dieses Territoriums schon ein deutliches westliches Gepräge bekommen. Was das Nd. betrifft, so wird immer auf die dominante Rolle der Stadt Lübeck hingewiesen, die als Zentrum der Hanse seit dem beginnenden 15. Jh. einen vereinheitlichenden Einfluß auf die Schreibsprache ausgeübt haben soll.

All diese skizzierten Entwicklungen können als Normierungsansätze bzw. als Normierungen schlechthin in den Schreibsprachen Nordwesteuropas beschrieben werden. Für zwei Teilgebiete des in den Blickwinkel gerückten Raumes kann aber

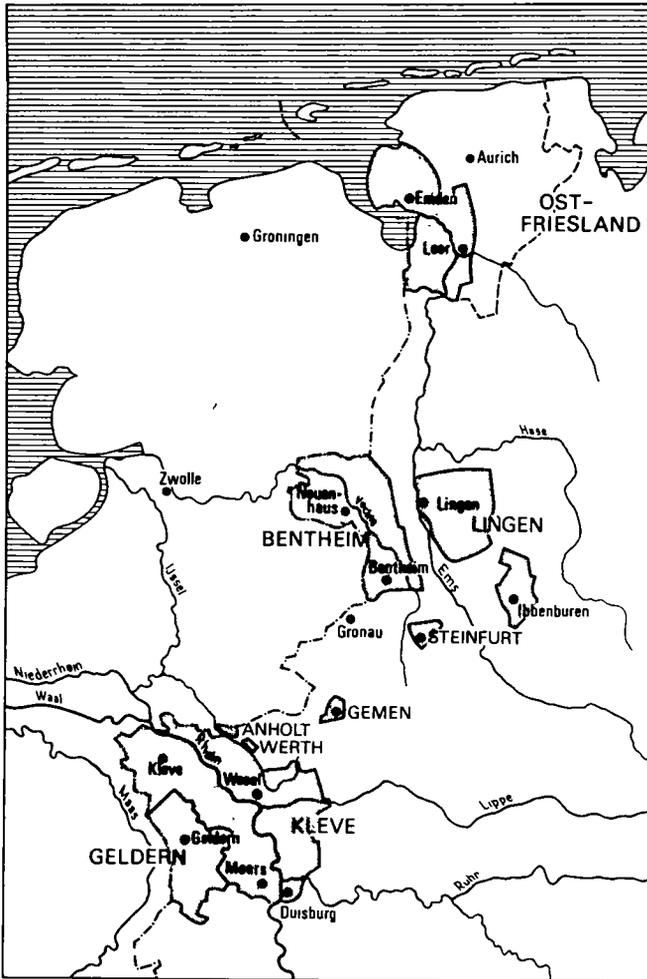
---

7 H. BERSCHIN – J. FELIXBERGER – H. GOEBL, *Französische Sprachgeschichte*, München 1978, S. 208. Zum Ablösungsvorgang und zur weiteren Entwicklung des Okzitanischen vgl. weiter P. BEC, *Sprachnormierung und Standardsprache. Norme et standard*, in: *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL)*, hrsg. v. G. HOLTUS – M. METZELTIN – C. SCHMITT, Band V, 2, Tübingen 1991, 45-58.

8 RONSARD, *Œuvres complètes. Texte établi et annoté par G. COHEN*, Paris 1950, Bd. 2, S. 977.

zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht von einer Entwicklung der Schreibsprache die Rede sein, sondern von einem Bruch in der Verwendung: Eine Schreibsprache wird durch eine andere ersetzt. Der Unterschied zwischen der alten und der neuen Sprache ist zwar nicht so scharf wie jener zwischen Latein und Volkssprache, aber immerhin derart, daß sprachliche Systeme und nicht einzelne sprachliche Elemente ausgewechselt werden. Der Ersatz eines einzelnen Elements wie eines Buchstabens in einem Wort oder einer Flexionsendung oder auch einer Vokabel ist ein Vorgang, der in der Regel einige Zeit in Anspruch nimmt; dabei kommen das alte und das neue Element eine zeitlang nebeneinander vor, bis das neue das alte verdrängt hat. Es hat sich dann ein Normierungsvorgang abgespielt. In den beiden Fällen, die uns jetzt beschäftigen, kann zwar die alte Schreibsprache noch eine zeitlang neben der neuen bestehen, man versucht aber, entweder die eine oder die andere Sprache zu schreiben; Vermischung kommt in der Regel nur als Einsprengsel der einen Sprache in der anderen, als sog. Interferenz vor. Es gibt dabei zwei Arten von Interferenzen: Elemente der neuen Sprache, die in der alten, und Elemente der alten Sprache, die in der neuen erscheinen können.

Die Sprachgebiete, um die es geht, sind das Okzitanische in Südfrankreich und das Nd. in Norddeutschland. In beiden Arealen vollzog sich der Schreibsprachenwechsel im großen und ganzen im 16. Jh. In Randstreifen zu den Ursprungsgebieten der siegreichen Sprachen fing er schon früher, im 14. und 15. Jh. an. Das gilt für das Limousin und das Auvergnat in Frankreich und für das südliche Elbostfälische im Nd. In letzterem Gebiet haben seitdem auch die Mundarten sich dem benachbarten Thüringischen und Obersächsischen angepaßt. Ein auffälliger weiterer Parallelismus besteht darin, daß sowohl an das Okzitanische wie an das Nd. ein kleineres Gebiet grenzt, dessen Sprache der überlegenen Sprache erheblich näher steht, aber doch wieder nicht so nahe, daß die Franzisierung bzw. die Verhochdeutschung als Angleichung durch Normierung aufgefaßt werden könnte. Man hat es im Gegenteil auch hier mit einem Sprachersatz zu tun. Es handelt sich um das Frankoprovenzalische an der oberen Rhône in Frankreich und in der romanischen Schweiz sowie um das Ripuarische um Köln und Aachen. Im Ripuarischen vollzog sich der Wechsel im 16. Jh., im Frankoprovenzalischen war er am Anfang dieses Jh.s schon vollzogen. In den Arealen mit Sprachenwechsel stellt sich die Normierungsfrage anders als in den anderen Gebieten: Es können hier erstens die Ansätze einer mittelalterlichen Normierung innerhalb der Strukturmöglichkeiten der später untergegangenen Schreibsprache und zweitens die Fortschritte der neuzeitlichen Normierung in der übernommenen Schriftsprache untersucht werden. Für das Nd. gibt es weiter noch eine Komplikation. Es ist eine alte sprachwissenschaftliche Tradition, seine historische Westgrenze mit der IJssel zusammenfallen zu lassen und die mittelalterliche Schreibsprache etwa von Deventer und Zwolle als mnd. – und nicht als mnl. – zu betrachten. Doch gibt es in der mittelalterlichen Schreibsprache von der holländischen Küste bis zur Weser nur allmähliche Übergänge; von einer strukturellen Sprachgrenze zwischen Nd. und Nl.



Karte 3: Das Niederländische als Kultursprache im deutschen Grenzgebiet bis zum 19. Jahrhundert

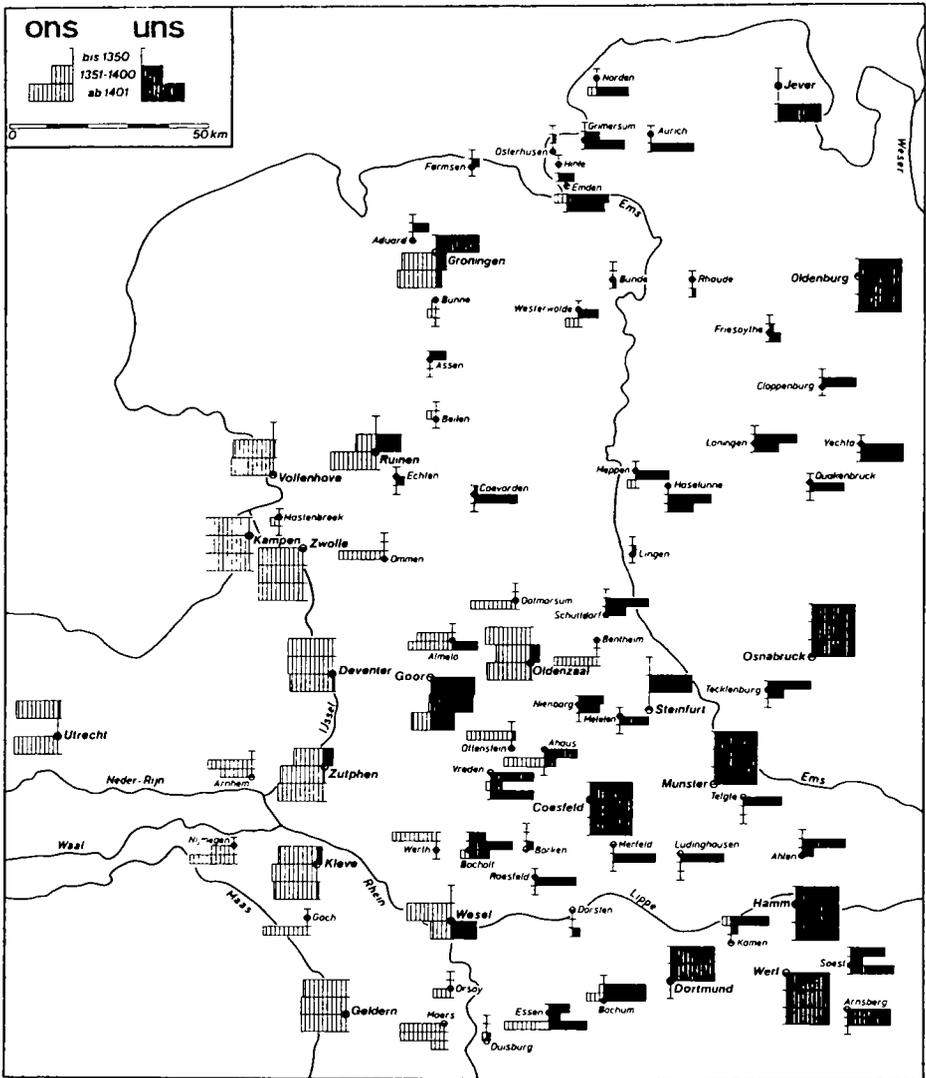
kann – anders als bei Nd. und Hd. – nicht die Rede sein. Wenn also die Schreibsprache in den östlichen Niederlanden seit dem späten Mittelalter immer stärker westlich gefärbt wird, so ist dieser Vorgang nicht als Sprachenwechsel, sondern vielmehr als Normierung im selben Sinn wie in Nordfrankreich oder Süddeutschland zu betrachten. Es kommt auf diese Weise in der Kontaktzone zum Eroberungsgebiet des Hd. eine Sprachgrenze zustande, die eigentlich eine nl.-hd. Sprachgrenze ist. In dieser Kontaktzone hat es vielfach in der frühen Neuzeit ein

Nebeneinander von nl. und dt. Schreibsprache mit geteilten Funktionen gegeben, doch sind die Mischgebiete, von denen diejenigen auf dt. Boden durch die Karte von H. Taubken erfaßt werden (Karte 3), durch die zentralisierende Wirkung der modernen Staaten verschwunden, so daß es heute eine scharfe Sprachgrenze gibt, die mit der Staatsgrenze zusammenfällt.

Sprachliche Normierung kann auf zweierlei Weise zustande kommen: spontan und durch Kodifizierung. In letzterem Fall hat man es mit Eingriffen von Personen und Instanzen zu tun, die von einer Behörde einen Auftrag bekommen haben oder die sich schlechthin Normkompetenz anmaßen. Die Orthographiesysteme der modernen Standardsprachen sind in der Regel das Ergebnis von Kodifizierungen. Auch die dt. Aussprachenorm ist das; mit ihr ist der Name von Th. Siebs verbunden, der 1898 seine *Deutsche Bühnenaussprache* veröffentlichte. Wenn Elemente einer kodifizierten Norm als zu strenge Vorschriften fungieren, deren verallgemeinerte Realisierung sich als unrealistisch zu erweisen scheint, kommt es vor, daß die Normüberwacher sie lockern. Bekannte Beispiele im Dt. sind die Erlaubnis der Verwendung von *brauchen* als Hilfsverb vor einem Infinitiv ohne *zu*, von *trotzdem* als unterordnende Konjunktion, also in der Bedeutung von 'obwohl', der Realisierung des Konsonanten in der unflektierten Form des Suffixes *-ig* als Verschußlaut (*lästik* statt *lästich* 'lästig'). Allerdings scheint die Toleranz des Duden in den beiden ersten Fällen wohl zu spät gekommen zu sein, um die Wirkung der einpaukenden Kodifizierung durch die Schule wieder rückgängig zu machen.

Die ersten Kodifizierungsversuche von individuellen Personen stammen aus dem 16. Jh. Sie verstärken sich im Laufe der Neuzeit, vor allem im Rahmen der staatlichen Zentralisierungen. Kein Wunder, daß gerade in Frankreich diese Normierungsart schon früh institutionalisiert wird, durch die Gründung der Académie française 1635.

Das Mittelalter kennt noch keine Normierung durch Kodifizierung, sondern nur spontane Normierung. Spontan heißt hier: durch sozialpsychologisch beschreibbares Benehmen zustande kommend. Das schließt also keineswegs Zwänge aus, diese finden aber nicht ihren Niederschlag in expliziten Vorschriften, vielmehr spielt sich die Orientierung nach einem Vorbild in der Regel auf einer nur halb bewußten oder gar unterbewußten Ebene ab. Spontane Normierung in einer Zeit mit geringeren interregionalen Kontakten impliziert auch einen geringeren Normierungsgrad als bei der Kodifizierung, obwohl global festgestellt werden kann, daß parallel zur Verbreitung des Druckes volkssprachiger Bücher die Vereinheitlichung sich im letzten Viertel des 15. und am Anfang des 16. Jh.s beschleunigt. Die nachweisbaren bzw. postulierten Vorbilder, nach denen man sich richtet, wurden schon genannt: die Pariser Schreibsprache in Frankreich, das gemeine Deutsch und dann die obersächsische Ausgleichssprache im hd. Gebiet, die westliche und dann die westlich übertünchte brabantische Schreibsprache im Nl., die hansische Verkehrssprache Lübecks im Nd. Über Normierungsansätze in der mittelalterlichen okzitanischen amtlichen Schreibsprache habe ich keine genauere Information gefunden.



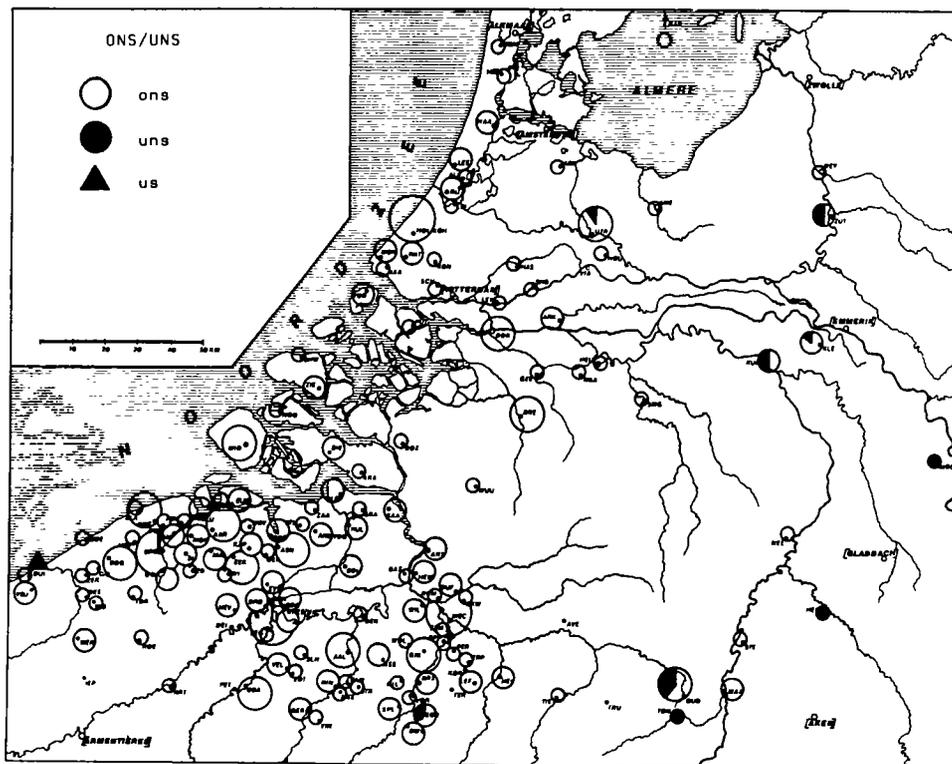
Karte 4: Das variable Verhältnis von *ons* und *uns* in ostnndl. und westnndl. Texten

Normierung ist ein Prozeß, ein Vorgang. Ihre Dynamik besteht meistens darin, daß von zwei oder mehr sprachlichen Realisierungsmöglichkeiten (linguistisch gesprochen: von zwei oder mehr Varianten einer Variablen) eine die andere verdrängt, bis sie allein übrig bleibt. In diesem Augenblick ist der Normierungsprozeß bei der

Variablen abgelaufen. So besteht beispielsweise die Variable „Subjektform des Personal- und des Possessivpronomens der 1. Person Plural“ zwischen dem ausgehenden 13. und der Mitte des 15. Jh.s (Karte 4) in den Orten Groningen, Ruinen, Goor und Zutphen aus den Varianten *ons* und *uns*. Es findet in diesen vier Orten eine Normierung statt: Die Variante *ons* verdrängt die Variante *uns*. Der Normierungsprozeß ist um 1400 in Ruinen und Zutphen schon abgelaufen, in Goor hat er dann gerade erst eingesetzt. Um die Mitte des 15. Jh.s nähert er sich in Groningen dem Ende, während er in Goor dann noch in vollem Gang ist. Diese Normierung findet deutlich unter dem Einfluß der westlich angrenzenden Schreibsprache statt, sie hat also eine geographische Komponente. Von einer umgekehrten Normierung, in der die östliche Variante *uns* sich durchsetzen würde, ist auf der Karte kaum etwas zu spüren; vielleicht ist das Verhältnis der Varianten in Wesel so zu interpretieren. Wie die Figuren von Groningen und Goor zeigen, kann dem Anfang des Normierungsprozesses ein Zustand vorangehen, in dem die Variante, die im Zuge der Normierung verschwinden wird, alleinherrschend ist, also als Norm fungiert. Der Normierungsprozeß bedeutet dann die Ablösung einer alten Norm durch eine neue.

Das besprochene Beispiel entspricht unter sprachgeographischem Gesichtspunkt den Erwartungen: Der Normierungsdruck kommt aus dem Westen. Das wird noch weiter verdeutlicht durch die Karte von A. Berteloot mit der Verteilung von *ons* und *uns* als Personal- und Possessivpronomen im Nl. im 13. Jh. (Karte 5). Sie zeigt, daß die Form mit *u* am Anfang der Überlieferung noch etwas weiter nach Westen reichte. Das braucht auch nicht zu wundern, weil schließlich sprachhistorisch feststeht, daß die Lautform mit *o* aus jener mit *u* entstanden ist. Das impliziert, daß das einheitliche Bild mit westmnl. *o* das Ergebnis einer bereits vorschreibsprachlichen, mündlichen Normierung sein muß. Auch in Kerngebieten von Normierungen können also Normierungsvorgänge stattfinden, die erst nachträglich von angrenzenden Arealen übernommen werden.

Daß der Anfang eines solchen Prozesses sich auch innerhalb des Zeitraums der Überlieferung abspielen kann und das Strahlungszentrum seine Normwahl sogar aus der Peripherie herholen kann, möchte ich am Fall Paris zeigen. Auf den Karten des *Atlas des formes et des constructions des chartes françaises du 13e siècle* von A. Dees werden die Variablen immer dichotomisiert; die Häufigkeit einer der beiden Varianten wird dann in die Gebiete, die mit den modernen Départements übereinstimmen, durch Schraffur und eingetragene Prozentsätze ersichtlich gemacht. Die belgischen Areale der Karte sind die Provinz Hennegau und der Rest der Wallonie (mit Luxemburg). Die nicht eingetragene Variante hat dann selbstverständlich eine Verteilung, die zu jener der kartierten komplementär ist. Auf der Karte des unbetonten Possessivpronomens der 1. Person Plural vor einem Substantiv im Plural, das auf einem *s* (*nos, nous*) oder auf einem *z* (*nouz, noz*) enden kann (Karte 6), erreicht die Verwendung der kartierten Variante, der auf *s*, die sich nachher als die standardsprachliche durchsetzt, im Bereich Paris genau 50 %. Paris ist sich also im

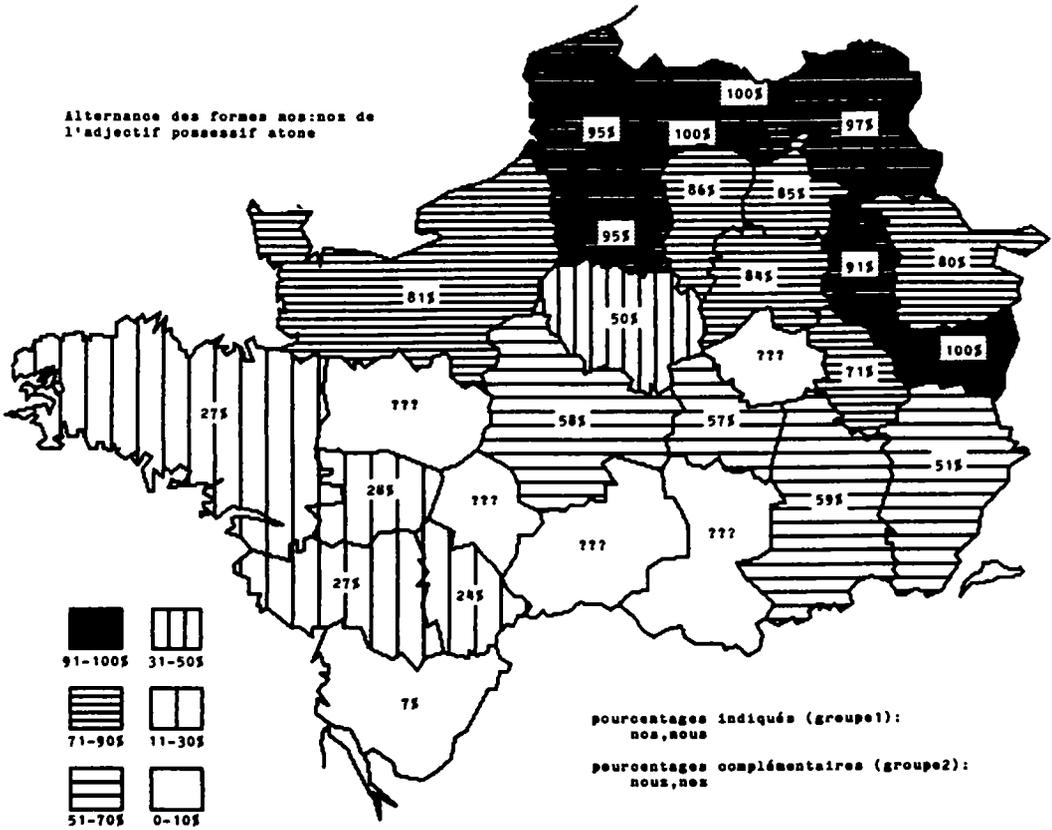


Karte 5: Nl. Schreibungen von *uns* im 13. Jh.

13. Jh. noch nicht schlüssig, während die ganze Umgebung diese Variante bereits bevorzugt und die nördliche Peripherie sie sogar zu 90 bis 100 % verwendet. Die Karte bestätigt also eine Aussage von C.Th. Gossen: „Der unerhörte wirtschaftliche Aufschwung der Städte der Pikardie, des Hennegaus und Flanderns im 13. Jahrhundert ließ eine regionale frankopikardische Schreibtradition entstehen, die bei aller Hybridität sich der Pariser Tradition entgegenstellen und diese zu beeinflussen vermochte“<sup>9</sup>.

Doch haben auch andere Gegenden zur Normierung der Pariser Schreibsprache und somit des Frz. beigetragen. Auf der Karte mit den unbetonten Possessiv-

<sup>9</sup> C.Th. GOSSEN, *Die Einheit der französischen Schriftsprache im 15. und 16. Jahrhundert*, ZfrPh 73 (1957) 427-459, S. 434. Eine umfassende Analyse der amtlichen frz. Schreibsprache im Mittelalter ist: C.Th. GOSSEN, *Französische Skriptastudien. Untersuchungen zu den nordfranzösischen Urkundensprachen des Mittelalters*, Wien 1967.

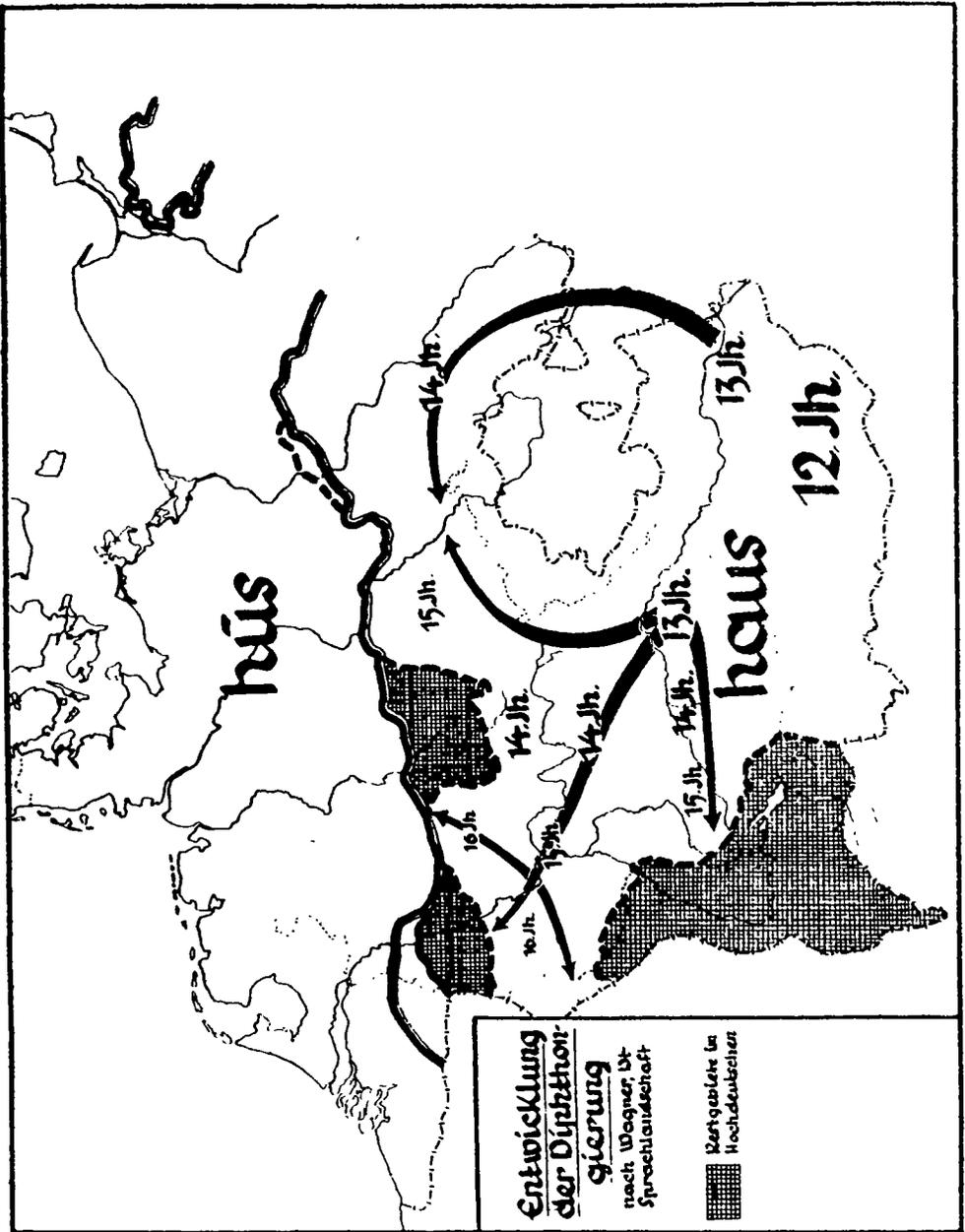


Karte 6: Unbetontes *nos* 'user' in Nordfrankreich im 13. Jh.

pronomina der 1. und 3. Person Singular im Subjektkasus vor einem maskulinen Plural (Karte 7) hat die Variante auf *s*, die wieder später die standardsprachliche geworden ist, diesmal in der westlichen Peripherie fast absolute Geltung, während sie im Norden und Osten kaum vertreten ist. Paris und Umgebung müssen sich mit einem Anteil von weniger als der Hälfte (45 %) zunächst noch entscheiden.

Die nl. *ons/uns*-Karte für das 13. Jh. (Karte 5) macht auf noch ein anderes Problem aufmerksam: Einmal, im äußersten Südwesten, erscheint eine Form *us*. Es handelt sich um einen Beleg in einer Urkunde von 1286, die Gysseling und Berteloot in Ter Duinen lokalisieren. Dieselbe Urkunde hat daneben dreimal *ons*. Die nasallose Form mit Palatalisierung des Vokals (in: *an (h)user vrouwen kercof*) ist ein alter Ingwäonismus, der sich bis heute mundartlich in einem Teil Westflanderns, in





Karte 8: Verbreitung der Diphthongierung von 'Haus' vom 12. bis zum 16. Jh.

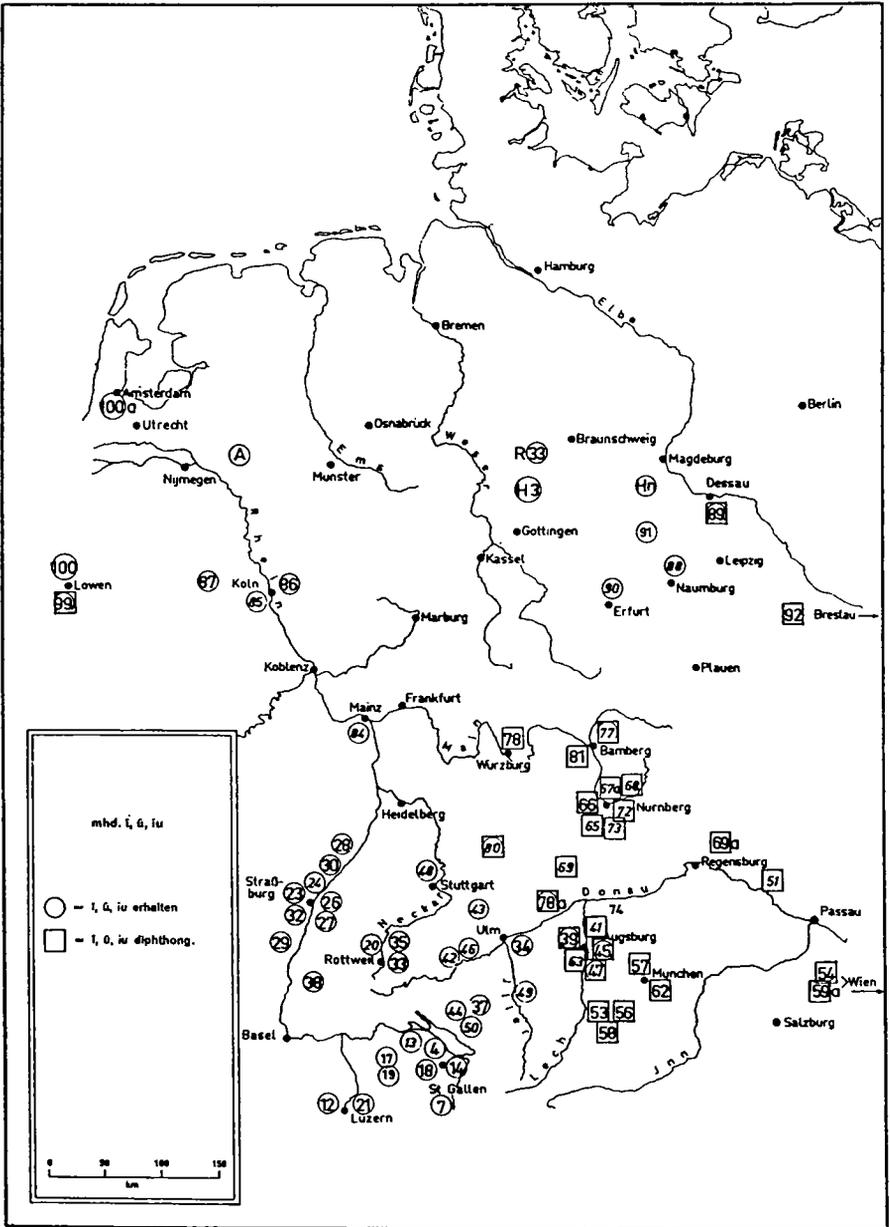
Das alles impliziert natürlich nicht, daß es keinen Sinn hätte, die Verbreitung sprachlicher Erscheinungen in mittelalterlichen Schriftstücken mit ihren Pendanten in den heutigen Dialekten zu vergleichen. Es gibt ja Fälle genug, die einen klaren Parallelismus aufweisen. Ich greife ein Musterbeispiel heraus, die Verbreitung der sog. nhd. Diphthongierung von altem *i*, *iu*, *û*, die bekanntlich viel früher als die nhd. Zeit angefangen hat. K. Wagner hat 1927<sup>11</sup> mit Hilfe einer nicht reproduzierfähigen Karte skizziert, wie die Diphthonge oder, sagen wir vorsichtiger: Schreibungen, die Diphthonge suggerieren, sog. Digraphe, in Kärnten bereits im 12. Jh. erscheinen und sich dann von Österreich aus in nördlicher und westlicher Richtung verbreiten. Die stufenweise Ausdehnung ist in den Texten bis ins 16. Jh. zu verfolgen. Die Grenzen der letzten Phase läßt Wagner mit den heutigen Diphthongierungsgrenzen zusammenfallen. Diese stehen, zusammen mit einer graphischen Darstellung des sprachhistorischen Vorgangs, auf einer Kartenskizze von Th. Frings (Karte 8). Die Ergebnisse Wagners sind nachher von K. B. Lindgren verfeinert worden<sup>12</sup>, der mehr auf das zahlenmäßige Verhältnis von Monophthong- und Diphthongschreibung und nicht nur auf die frühesten Belege der zweiten achtet. Wir sind heute in der Lage, die Verhältnisse im Südwesten, wo sich ein schwäbisch-alemannisches Reliktgebiet mit erhaltenen Monophthongen befindet, mit den später gesammelten Daten von W. Besch und W. Kleiber – K. Kunze – H. Löffler zu vergleichen. Besch, der die Verbreitung der Mono- und Digraphe in 68 mehr oder weniger genau lokalisierbaren Handschriften einer Erbauungsschrift Ottos von Passau untersucht hat, die allesamt aus dem 15. Jh. stammen (Karte 9), kommt für dieses Gebiet zu einem Ergebnis, das auffällig mit der Mundartkarte übereinstimmt. Wohl finden sich bei ihm im Bereich der Ausbuchtung der Diphthonggrenze um Stuttgart und Ulm noch ausschließlich die alten Schreibungen. Ein vergleichbares Bild bietet die entsprechende Karte des *Historischen Südwestdeutschen Sprachatlas* von Kleiber-Kunze-Löffler, der eine andere Textsorte (Urbare) als Grundlage hat und auch einen größeren Zeitraum (13. bis 15. Jh.) umspannt (Karte 10). Hier erscheint die genannte Ausbuchtung – im Gegensatz zum Monophthonggebiet – zwar gutteils mit Digraphen gefüllt, doch wird im Kommentar darauf hingewiesen, daß es sich nur um 'Sonderschreibungen' handelt: Das Normale ist m.a.W. auch im Nordosten der Karte in den Urbaren noch die Monophthongschreibung. Die unerwarteten Digraphe im Südelß „reflektieren habsburgisch-österreichische Kanzleieinflüsse“<sup>13</sup>. Alles in allem wird durch die Vergleichsmöglichkeiten der Eindruck erweckt, daß das eins-zu-eins-Verhältnis von Laut und Schreibung, von

---

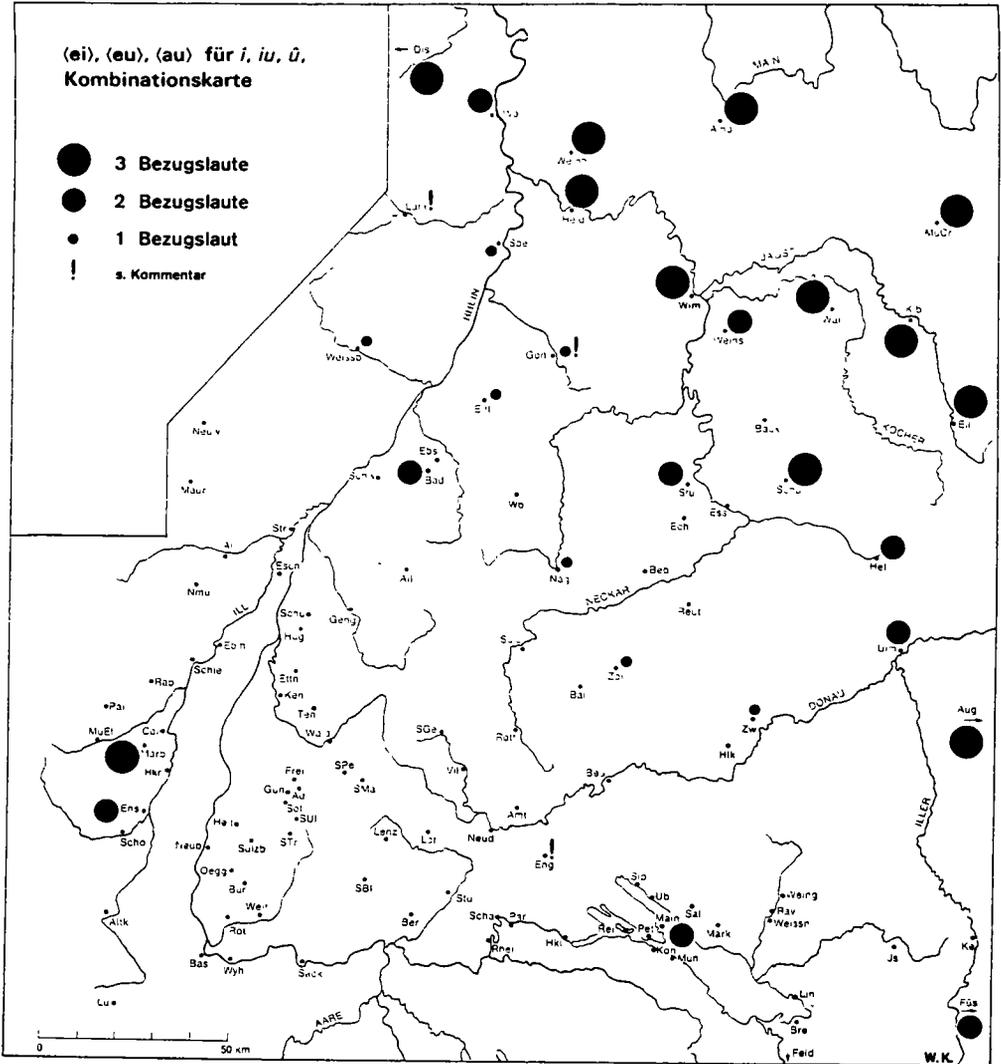
11 K. WAGNER, *Deutsche Sprachlandschaften*, Marburg 1927 (Nachdruck Walluf bei Wiesbaden 1974), Deckblatt 5.

12 K.B. LINDGREN, *Die Ausbreitung der neuhochdeutschen Diphthongierung bis 1500*, Helsinki 1961.

13 W. KLEIBER – K. KUNZE – H. LÖFFLER, *Historischer Südwestdeutscher Sprachatlas. Aufgrund von Urbaren des 13. bis 15. Jahrhunderts*, Band I: Text, Bern München 1979, S. 142.



Karte 9: Die Vokale mhd. *i*, *û*, *iu* im dt. und nl. Sprachraum im 15. Jh.



**Karte 10: Diphthongschreibungen für mhd. *i*, *iu*, *û* im deutschen Südwesten**

dem Wagner in seiner Unbefangenheit noch ausging, in diesem Fall nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt ist. Eine digraphische Schreibung konnte zwar im Südosten des dt. Sprachgebiets erst zustande kommen, als es den Diphthong schon gab, doch verbreitete sie sich, als sie zur Norm wurde, in einem Vorgang, der nicht stark von der Verbreitung der Diphthongierung selbst abwich. Die orthographische

Neuerung scheint in der Regel wohl der lautlichen leicht vorangegangen zu sein, bis dann die orthographische Normierung im 16. Jh. den ganzen dt. Sprachraum erfaßte und die Diphthongierung als lauthistorischer Prozeß in den Mundarten nur noch geringe Fortschritte machte, etwa in der Umgebung von Stuttgart und Ulm.

In allen besprochenen Fällen sind die normierten Formen in der Neuzeit Elemente der nl., frz. oder dt. Standardsprache geworden. Es läßt sich übrigens sehr häufig beobachten, daß Ergebnisse spätmittelalterlicher Normierungen Vorstufen moderner Standardformen sind. Die modernen Einheitssprachen Westeuropas sind also keineswegs das ausschließliche Produkt neuzeitlicher Normierung. Die Ansätze reichen bis in die Anfänge der kontinuierlichen Überlieferung der Volkssprachen zurück. Allerdings schließt dies nicht aus, daß im Mittelalter kleinräumigere Normierungen in Richtung auf die Sprache regionaler Zentren stattfanden, die nachher nicht maßgebend am Entstehen der Standardsprachen beteiligt gewesen sind. Bei deren Verallgemeinerung sind dann solche regionalen Normierungen wieder rückgängig gemacht worden. Ich werde das noch mit einem Beispiel konkretisieren.

Vorher möchte ich aber dem eventuell entstandenen Eindruck entgegenreten, daß in dieser Darstellung der geographische Faktor überbetont würde, ist doch schon wiederholt der Einfluß anderer Elemente postuliert worden. Doch gibt es kaum Untersuchungen, die alle denkbaren Parameter, an die die sprachlichen Variablen korreliert werden können, ausreichend berücksichtigen. Und wenn das geschieht, stellt sich gerade die hervorragende Bedeutung der geographischen Einbettung der Texte heraus. W. Fedders hat neuerdings die mittelalterliche Schreibsprache Lemgos gründlich untersucht. Er hat dabei auf alle bisher in den Blickwinkel gerückten Parameter geachtet. Er kann zwar einen Einfluß des Faktors 'Schreiber' auf die Sprachgestaltung der Texte feststellen, auch – weniger deutlich – einen aussteller- und empfängerspezifischen Schreibgebrauch und einen gewissen Einfluß der Sprechsprache auf bestimmte Urkundentypen und auf die Statuten, schließlich kann er auch ein unterschiedliches Ausmaß an Variabilität in einzelnen Textsorten belegen. Die Statuten kombinieren dabei eine größere Variabilität mit einer deutlicheren Nähe zur Sprechsprache, was vermuten läßt, daß sie die am wenigsten normierte Textsorte sind. Wenn man sich aber fragt, wonach die Normansätze sich richten, stößt man doch wieder auf die räumliche Lage und die geographische Orientierung. Seit den 70er Jahren des 14. Jh.s „fallen dabei vor allem einzelne ostf. (...) Kennformen auf“<sup>14</sup>. Daß der Umfang der Normierungsansätze in einer örtlichen Schreibsprache bei einzelnen Schreibern, einzelnen Textsorten, Aussteller- und Adressatenkreisen von Texten verschieden ist, steht der Priorität der geographischen Orientierung nicht im Wege.

Wenn die Anfänge schreibsprachlicher Normierung räumlich beeinflusste Spra-

---

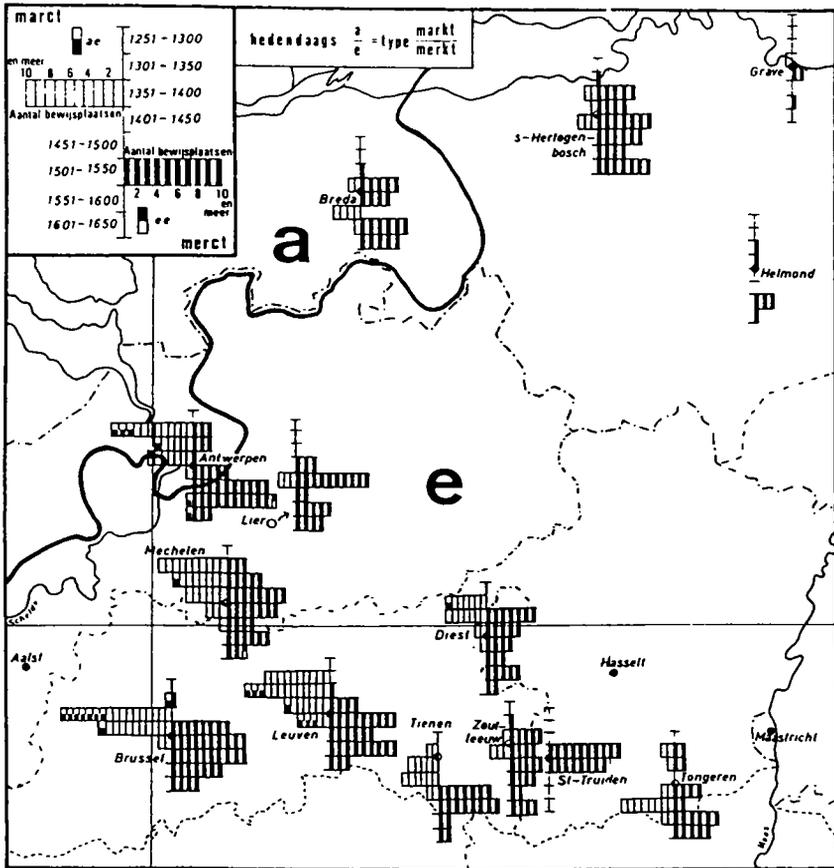
14 W. FEDDERS, *Die Schreibsprache Lemgos. Variablenlinguistische Untersuchungen zum spätmittelalterlichen Ostwestfälischen*, Köln Weimar Wien 1993, S. 369.

chen betreffen, so liegt es auf der Hand, sie mit den Mitteln zu untersuchen, die die sprachgeographische Methode uns zur Verfügung stellt, also mit Hilfe von Sprachkarten. Weil Normierungsansätze Variabilität, also das Vorkommen mehrerer Varianten einer Variablen an einzelnen Belegorten implizieren, sind Isoglossenkarten, die in der Dialektologie zur Wiedergabe gefrorener Zustände verwendet werden, jedoch im Prinzip ungeeignet. Vielmehr muß man Karten mit Symbolen an den einzelnen Belegorten verwenden. Diese Symbole müssen variabel gegliedert sein, weil sie das zahlenmäßige Verhältnis der Varianten veranschaulichen müssen. Weil Normierung voraussetzt, daß dieses Verhältnis sich mit der Zeit verschiebt, müssen sie auch eine Zeitachse enthalten, auf der diese Verschiebung sichtbar gemacht wird. Auf diese Weise ist beim Zeichnen der ostmnl.-westnd. *uns*-Karte (Karte 4) verfahren worden, auf der das Belegmaterial, das von 1278 bis 1463 reicht, in den Symbolen zeitlich dreigeteilt ist. Orte mit mehr als 50 Belegen haben auf dieser Karte große Symbole erhalten, die für jeden Zeitabschnitt prozentuale Verhältnisse darstellen, Orte mit weniger Belegen kleinere, die die absoluten Zahlen wiedergeben<sup>15</sup>.

Ich bespreche jetzt eine weitere nach dieser Technik gezeichnete Karte, die mich in den Stand setzt, die behandelte Problematik abzurunden: die mit dem Vokalismus im Wort *markt* im Brabantischen und in ein paar westlimburgischen Städten (Karte 11). Sie enthält als Zugabe die Grenze zwischen dem *a*-und dem *e*-Vokalismus in den modernen Mundarten. Die Zeitachse ist feiner gegliedert als auf der *uns*-Karte: in acht Abschnitte von jeweils einem halben Jh., von denen der erste im untersuchten Material keine Belege ergeben hat. Die Figuren geben die absoluten Belegzahlen wieder, außer wenn in einem Zeitabschnitt mehr als zehn Belege einer Variante gezählt wurden. In solchen Fällen wurden nur zehn Belege eingezeichnet. Die Variable enthält vier Varianten: *a*, *e*, *ae* und *ee*, von denen die beiden letzteren nur marginale Bedeutung haben. Bei der Interpretation der Karte ist davon auszugehen, daß der ursprüngliche Vokalismus im Untersuchungsgebiet ein *a* gewesen ist. Es ist nämlich eine vulgärlat. Nebenform von *mercatus* mit *a*, also *marcatus* anzusetzen. Das *a* ist dann im größeren Teil des Brabantischen zu *e* palatalisiert worden, wie die Verteilung in den heutigen Mundarten zeigt. In der älteren Überlieferung der südbrabantischen Städte wird noch ausschließlich oder überwiegend *a* geschrieben, aber dann ändert sich das Verhältnis. In der ersten Hälfte des 15. Jh.s halten *a* und *e* sich noch ungefähr die Waage, nachher hat *e* sehr deutlich das Übergewicht oder sogar das Monopol. Die Karte zeigt also, daß mit einem Lautwechsel ein Schreibwechsel einhergegangen ist. Man kann vermuten, daß der Lautwechsel auch in Antwerpen und Breda stattgefunden hat. Beide Städte liegen heute in Ausbuchtungen des *a*-Gebiets und müssen das *e* nachträglich wieder aufge-

---

15 Wenn ein Typ an einem Ort in einem Zeitraum mehr als zehnmals belegt ist, sind nur 10 Belege eingezeichnet worden.



Karte 11: Der Vokalismus in Markt im zentralen Südnl. vom 13. bis zum 17. Jh.

geben haben. Das *a* gehört heute zur Standardausprache des Nl. Der Schreibwechsel von *a* zu *e* hat also im Zuge einer brabantischen regionalen Normierung stattgefunden, die am Anfang der Neuzeit vollzogen war, dann aber durch die Norm der Standardsprache wieder rückgängig gemacht wurde, was durch die Position von Antwerpen und Breda in der Dialektgliederung indirekt sichtbar wird. Der spätmittelalterliche Normierungsprozeß, der sich an der sanduhrähnlichen Gestalt der meisten Figuren ablesen läßt, hat durchschnittlich ein bis zwei Jh.e gedauert. In einem Fall scheint er später als in den größeren Städten Antwerpen, Brüssel, Mechelen und Leuven eingesetzt, aber sich dann fast schlagartig vollzogen zu haben. Es betrifft die Stadt Tienen, die größer war (und ist) als ihre östlichen Nachbarn Diest und Zoutleeuw, aber doch deutlich eine Nummer kleiner als ihre westlichen Nach-

barn. Tienen schreibt bis zur Mitte des 15.Jh.s konsequenter das westliche *a* als seine großen westlichen Nachbarn (13 x *a*, 0 x *e*). Innerhalb von 20 Jahren vollzieht sich dann der Wechsel (noch ein *a* 1459 und 1467, sonst nur noch *e*, 19 x, was wieder konsequenter ist als bei diesen Nachbarn).

Wie ist diese auffällige Erscheinung zu erklären? Zwischen dem sprachlichen Benehmen räumlicher Einheiten, beispielsweise Städte, die im geographischen Ganzen einer Sprachgemeinschaft einen Platz in einem Netzwerk haben, und dem Benehmen örtlicher Gruppen, beispielsweise Sozialschichten, die ihren Platz in einem lokalen sozialen Netzwerk haben, sind auffällige Parallelen festzustellen. Das kann hier allerdings nicht ausführlich dargelegt werden<sup>16</sup>. Dieses Benehmen kann variablenlinguistisch untersucht werden, das der räumlichen Gruppe in der Sprachgeographie, das der sozialen Gruppe in der Soziolinguistik. Der Parallelismus, um den es geht, ist das sog. hyperkorrekte Sprachbenehmen. Die zweithöchste Statusgruppe verwendet in formalen Situationen die Merkmale der höchsten Gruppe konsequenter als die höchste Gruppe selbst. Tienen benimmt sich hyperkorrekt: Es hält sich in der älteren Periode strenger an die westliche Norm als die westlichen Städte selbst es tun, merkt dann etwas zu spät, daß die Norm sich ändert, aber schaltet dann resolut auf die neue Norm um und verwendet auch diese konsequenter als diese Nachbarn. Die Richtigkeit dieser Interpretation wird durch die Betrachtung anderer historischer Sprachkarten, die hier nicht besprochen werden können, bestätigt<sup>17</sup>.

Das letzte Beispiel hat gezeigt, daß in Sprachgebieten mit mittelalterlichen Normierungen in Richtung auf eine moderne Schriftsprache ebenfalls regionale Normierungen in der Schreibsprache entstehen können, die bei der neuzeitlichen großräumigen standardsprachlichen Normierung dann rückgängig gemacht werden. Insofern in Gebieten mit einem Schriftsprachenwechsel – wie Okzitaniern und Niederdeutschland – in der Periode vor dem Wechsel Normierungen stattgefunden haben, sind diese natürlich abgebrochen worden. Man kann sich aber fragen, ob nicht gerade die Tatsache, daß es hier zu einem Schreibsprachenwechsel kam, ein Indiz dafür ist, daß die Normierungsansätze so schwach waren, daß der älteren Schreibsprache die innere Dynamik zur Vorbeugung eines Wechsels fehlte.

Für das spätere Mnd. ist immer wieder angenommen worden, daß von der „Hauptstadt“ der Hanse, Lübeck, ein weitreichender normierender Einfluß ausgegangen ist. Auch Peters vertrat 1987 diese These noch, sei es denn mit gewissen Reserven: Es müsse „geklärt werden, welche lübischen Sprachmerkmale in welchen

---

16 Vgl. J. GOOSSENS, *Dialecten in het centrale Zuidnederlandse stedennetwerk*, *Taal en Tongval*, themanummer 5 (1992) 29-47.

17 Vgl. J. GOOSSENS, *Historische en moderne taalgeografie*, in: A. VAN LOEY – J. GOOSSENS, *Historische dialectologie*, Amsterdam 1974, 14-33.

Regionalsprachen wann und in welcher Textsorte übernommen worden sind“<sup>18</sup>. In späteren Veröffentlichungen hat er sie weiter abgeschwächt und angenommen, daß die Ausstrahlungskraft der lübischen Norm von Norden nach Süden hin abnahm: „In Westfalen und in der Mark Brandenburg haben sich die lübischen Formen am wenigsten durchgesetzt. Der ostfälische Raum hält die Mitte zwischen diesen beiden Extremen“<sup>19</sup>. Und später noch: „Die Sonderstellung der westfälischen Schreibsprachlandschaft bleibt aber auch im 15. Jahrhundert erhalten“<sup>20</sup>. Es scheint also nicht abwegig, anzunehmen, daß beim Ausgang des Mittelalters wenigstens in der südlichen Hälfte des mnd. Raumes die Normierungstendenzen zu kleinräumig und zu schwach waren um die hd. Welle, die auch den ripuarischen Raum erfaßte, abzuwehren. Diese Hypothese einer inneren Schwäche des Spätmd. hat in den bisherigen Erklärungsversuchen für den Sprachenwechsel in Norddeutschland keine Rolle gespielt. Um sie zu überprüfen, müßte die letzte Phase der mnd. Schreib- und Druckersprache in ihrer räumlichen Differenzierung untersucht werden.

### Kartennachweise

1. Aus: A. BERTELOOT, *Bijdrage tot een Klankatlas van het dertiende-eeuwse Middelnederlands*, Band II: *Platen*, Gent 1984, Karte 2.
2. Aus: H. BERSCHIN – J. FELIXBERGER – H. GOEBL, *Französische Sprachgeschichte*, München 1978, S. 208. Diese Karte ist eine überarbeitete Fassung der Karte bei C.Th. GOSSEN, *Die Einheit der französischen Schriftsprache im 15. und 16. Jahrhundert*, *ZfrPh* 73 (1957) 427-459, S. 429.
3. Aus: H. TAUBKEN, *Grenzniederländisch. Die externe Geschichte des Niederländischen im deutschen Grenzraum*, *Driemaandelijkse Bladen* 36 (1984) 84-106, S. 85.
4. Aus: J. GOOSSENS, *Sprache*, in: *Westfälische Geschichte*, hrg. v. W. KOHL, Band 1: *Von den Anfängen bis zum Ende des alten Reiches*, Düsseldorf 1983, 55-80, S. 65.
5. Aus: BERTELOOT (s.o. Karte 1), Karte 69.
6. Aus: A. DEES, *Atlas des formes et des constructions des chartes françaises du 13e siècle*. Avec le concours de P.Th. VAN REENEN et de J.A. DE VRIES, Tübingen 1980, K. 86.

---

18 R. PETERS, *Projekte zur Erforschung spätmittelalterlicher westfälischer Schreibsprachen*, *NdKbl* 94 (1987) 49-55, S. 50.

19 R. PETERS, *Braunschweigisches und Lübisches in der Schreibsprache Hermann Botes*. In: *Hermann Bote – Städtisch-hansischer Autor in Braunschweig 1488-1988. Beiträge zum Braunschweiger Bote-Kolloquium 1988*, hrg. v. H. BLUME – E. ROHSE, Tübingen 1991, S. 295-308, S. 298.

20 R. PETERS – E. RIBBAT, *Sprache und Literatur*, in: *Geschichte der Stadt Münster*. Unter Mitwirkung von Th. KÜSTER hrg. v. F.-J. JAKOBI, Bd. 3, Münster 1993, S. 611-677, S. 629.

7. Aus: DEES (s.o. Karte 6), Karte 81.
8. Aus: Th. FRINGS, *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache*, Halle (Saale) <sup>3</sup>1957, S. 125.
9. Aus: W. BESCH, *Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert*, München 1967, S. 77.
10. Aus: W. KLEIBER – K. KUNZE – H. LÖFFLER, *Historischer Südwestdeutscher Sprachatlas. Aufgrund von Urbaren des 13. bis 15. Jahrhunderts*, Band II: *Karten*, Bern München 1979, K. 51.
11. Aus: J. GOOSSENS, *Historische en moderne taalgeografie* in: A. VAN LOEY – J. GOOSSENS, *Historische dialectologie*, Amsterdam 1974, 14-33, S. 26.